

# Glaube – eine obsoleete Größe?

**Linda Kaufmann**

Studentin der  
katholischen Theologie,  
Religionslehrerin am  
BORG Mistelbach



## I believe. Ich glaube.

Ja, aber woran glaube ich denn eigentlich? Und vor allem wozu? Was bringt's? Was für einen Sinn soll es haben, an so etwas wie Jesus oder Gott zu glauben? Ich fürchte, solche oder ähnliche Fragen schwirren heute vielen Menschen, vor allem aber immer mehr jungen Menschen, durch den Kopf.

Und ganz ehrlich: Ich kann sie verstehen. Wenn man sie darauf anspricht, warum sie sich solche Fragen stellen, wird alles klar.

Sie sagen: So viel Leid auf dieser Welt – wie kann ich an einen Gott glauben, der so etwas zulässt? Ich höre ihn nicht, ich sehe ihn nicht. Wenn ich bete, antwortet er mir nicht. Wie soll ich an etwas glauben, das ich nicht beweisen kann, das ich nicht messen kann? Oder – was fehlt mir denn, wenn ich nicht glaube, ich brauche Gott nicht.

Immer häufiger sehe ich mich im Religionsunterricht sowie im Alltag mit den eben beschriebenen Fragestellungen konfrontiert.

Und es stimmt: Wenn ich diese höre, erfüllt mich Traurigkeit. Denn jenen Menschen wurde anscheinend ein falsches Gottesbild vermittelt.

Ich zähle mich durchaus zu den gläubigen Menschen, aber auch ich glaube nicht an einen Gott, der uns Leid zufügt, uns Böses will oder sich daran ergötzt, uns Strafen aufzuerlegen. Nein, ich für mich weiß vielmehr, dass es einen Gott gibt, der auf uns blickt, uns keinen einzelnen Herzschlag aus den Augen lässt und uns bedingungslos liebt. Ich weiß, dass es einen Gott gibt, der einfach alles tun würde, um uns glücklich zu machen, ich glaube, alles was er will, ist, uns ein Lächeln auf's Gesicht zu zaubern.

Warum gibt es dann trotzdem Leid auf dieser Welt? – Nun, dazu gibt es viele Meinungen: Vielleicht, weil wir Menschen es uns selbst schaffen, indem wir uns gegenseitig wehtun und uns damit selbst verletzen? Vielleicht weil es ohne Leid kein Mitleid oder Glück geben kann, weil das eine das andere bedingt? Oder aber – und diese Antwort gefällt mir persönlich am besten: Was ist, wenn Gott vergleichbar wäre mit einem allwissenden Arzt? Noch bevor wir es überhaupt erahnen können, weiß er bereits, dass wir todkrank sind. Und dieser kann ja gar nicht aus seiner „eigenen Haut“ und deshalb greift er ein, allerdings nur, wenn wir ihm das Vertrauen dazu schenken und ihm im übertragenen Sinne eine Einverständniserklärung

für einen Operationstermin unterschreiben. Und diese Operation ist mit Schmerzen verbunden, mit Leid verbunden und doch wehrt Gott mit dieser OP weitaus Schlimmeres ab. Seine Liebe ist so groß, dass er uns sogar absichtlich wehtun würde, um uns noch mehr Leid zu ersparen – das für uns Bestmögliche herauszuholen. Ergo ist all das Leid womöglich rückblickend doch für etwas gut gewesen.

Und diese Einverständniserklärung, von der ich eben gesprochen habe, wäre ein Sinnbild für ein Gebet, ein Bittgebet. Gott gab uns die Freiheit zu entscheiden, sich an ihn zu wenden zu wollen oder nicht, an ihn glauben zu wollen oder nicht, ein Leben mit ihm oder ohne ihn führen zu wollen – das ist eines der größten Geschenke, das er uns je zuteilwerden ließ.

Wenn nun jemand behauptet, Gott erhöere seine Gebete nicht, kann ich nur entgegen, dieser Jemand hört wohl seine Antwort nicht. Ich fürchte, oft ist es so, dass sich Gottes Antwort etwas anders anhört oder anfühlt, als sich der Betende das zunächst vorstellt oder wünscht. Ich glaube nämlich, häufig wissen wir selbst nicht wirklich, was wir wollen oder was das Beste für uns ist, und Gott hat in diesem Fall uns gegenüber einen besonderen Vorteil: Er allein hat den Durchblick.

Vielleicht äußert sich die Antwort ganz anders, als wir erwarten: Er begegnet uns im Besuch eines lang ersehnten Freundes, der uns weiterhilft, durch ein plötzliches, unerhofftes Geschenk, im Rat eines mir nahestehenden Menschen, im Lächeln eines Kindes, in der Liebe und dem Vertrauen, die mir jemand entgegen bringt – oder indem er mich das weit schlimmere Leid eines anderen sehen lässt und mir bewusst macht, wie gut es mir eigentlich geht und mir so auf die eine oder andere Weise die Augen öffnet.

Habt ihr schon einmal an Folgendes gedacht: Nur weil ich etwas nicht sehen, riechen oder hören, schmecken oder fühlen kann, heißt es noch lange nicht, dass es nicht da ist. Obwohl ich den Wind nicht sehen kann, weiß ich doch, dass er weht, und wie die Liebe nicht messbar ist, so weiß ich doch, wie sie sich anfühlt, und dadurch, dass sie nun einmal existiert.



Bild lizenziert von BigStockPhoto.com

Wenn Gott nun aber die bedingungslose Liebe ist: Wie könnte er messbar sein und wie viel spannender ist es, Gott mehr und mehr kennen zu lernen, ihm auf die Spur zu kommen und seine Geheimnisse, die er noch für uns bereithält, nach und nach zu lüften?

Zur Theorie, man könne ohne Gott genauso gut oder sogar besser leben, fällt mir immer wieder eine Familie ein, der ich in Amerika begegnete. Alle Familienmitglieder waren Atheisten und in ihrer Überzeugung meinten sie, ein tolles Leben zu führen. Dann ist es passiert. Sie gerieten in einen schweren Verkehrsunfall und der Vater, der am Steuer saß, lag im Sterben, seine Gattin begann aus heiterem Himmel zu Gott zu beten und flehte ihn an, ihr und ihrem Mann zu helfen. Der Familienvater überlebte wie durch ein Wunder und so fanden sie zum Glauben. Sie erzählten mir, erst nachdem sie erfahren hatten, wie erfüllend es ist zu glauben, haben sie gesehen, was ihnen bisher entgangen ist, und Tränen standen ihnen in den Augen.

Wie ein weiser Mensch einst konstatierte: Die Unsicherheit des Glaubens abzulegen gelingt oft nur, wenn man die Unsicherheit des Nichtglaubens erfahren hat.

Passend drückt diesen Umstand ein Gedicht von Magaret Fishback Powers aus, das meiner Ansicht nach sehr gut zum Kern der Sache vordringt (siehe Kasten).

Angesichts des letzten Satzes dieser kleinen „Lebensreflexion“ drängt sich, wie ich finde, eine essentielle Entscheidung auf, der sich jeder an irgendeinem Punkt in seinem Leben stellen muss: Lasse ich mich von Gott tragen oder nicht?

Schenke ich ihm mein Vertrauen, meinen Glauben oder nicht? Und was bedeutet es denn schlussendlich, zu glauben, und vor allem, was hab ich davon? Nun ich denke, eine endgültige, eindeutige Antwort gibt es auf diese Frage nicht, aber eine mögliche Erwiderung habe ich gefunden.

Das heißt es für mich zu glauben: den Weg mit Gott durch dick und dünn zu gehen, er in mir und ich in ihm, das Schöne wie auch das Traurige mit ihm zu teilen.



Bild lizenziert von BigStockPhoto.com

Das heißt es für mich zu glauben: Nicht nur zu glauben, im Sinne des bloßen Fürwahr-Haltens, sondern diesen Glauben auch zu leben, in ihm aufzugehen und darin Trost und Kraft, Hoffnung und Gemeinschaft, eine große Familie zu finden.

Das heißt es für mich zu glauben: Zu erkennen, dass es mir besser geht, wenn ich weiß, dass es da jemanden oder etwas

gibt, das für uns alle und für die gesamte Schöpfung einen Plan hat.

Ganz offen gesagt: Ohne Gott ergäbe nichts Sinn und nichts hätte einen Sinn.

Darum bleibt mir nichts weiter als mit jenen Worten zu schließen, mit denen ich begonnen habe: **I believe. Ich glaube. Und du?**

**Eines Nachts hatte ich einen Traum:**

**Ich ging am Meer entlang mit meinem Herrn.  
Vor dem dunklen Nachthimmel erstrahlten,  
Streiflichtern gleich, Bilder aus meinem Leben.  
Und jedes Mal sah ich zwei Fußspuren im Sand,  
meine eigene und die meines Herrn.**

**Als das letzte Bild an meinen Augen vorübergezogen war,  
blickte ich zurück.  
Ich erschrak, als ich entdeckte, dass an vielen Stellen  
meines Lebensweges nur eine Spur zu sehen war.  
Und das waren gerade die schwersten Zeiten  
meines Lebens.**

**Besorgt fragte ich den Herrn:**

**„Herr, als ich anfang, dir nachzufolgen,  
da hast du mir versprochen,  
auf allen Wegen bei mir zu sein.  
Aber jetzt entdecke ich, dass in den schwersten Zeiten  
meines Lebens nur eine Spur im Sand zu sehen ist.  
Warum hast du mich allein gelassen, als ich dich  
am meisten brauchte?“**

**Da antwortete er: „Mein liebes Kind,  
ich liebe dich und werde dich nie allein lassen,  
erst recht nicht in Nöten und Schwierigkeiten.  
Dort, wo du nur eine Spur gesehen hast,  
da habe ich dich getragen.“**